

Die Universalität Goethes – Zugänge zu seinem Werk und Perspektiven für die Zukunft.

© Dr. Werner Heil
71638 Ludwigsburg

Vortrag in der Goethe-Gesellschaft Ludwigsburg am 9.3.2018

Sehr geehrte Damen und Herren, lieber Herr Fleig!

1.

Beginnen wir mit einer hypothetischen Frage – nämlich mit der Frage, was die wissenschaftliche Welt wohl nach zwei oder dreitausend Jahren noch über Goethe sagen würde.

Vermutlich würde sie das Folgende sagen: «Ja, «Goethe» - das ist gar keine Person, sondern eine mythische Figur. Alles, was unter dem Namen «Goethe» zusammengefasst wird, das haben ganz unterschiedliche Personen verfasst, deren Herkunft und Gestalt aber im Dunkel der Geschichte verschwunden sind. Und irgendein Kompilator, der sich dieser Tatsache nicht bewusst war, hat dann all diese Dinge einer einzigen Person zugeordnet, die er «Goethe» nannte, denn auf einem dieser Bruchstücke war dieser Name erhalten geblieben. Aber diese einzige Person kann es natürlich nicht gegeben haben, denn die erhaltenen Dokumente sind nicht nur sehr unterschiedlich, sie sind auch widersprüchlich. Und es ist schlechterdings undenkbar, dass ein einziger Mensch so Unterschiedliches, vor allem aber so Widersprüchliches geschrieben haben sollte.

Dieses Schicksal ist Homer widerfahren, der über 2000 Jahre als der größte Dichter galt, bis die moderne Gelehrsamkeit mit Argumenten wie den gerade vorgebrachten herausfand, dass es ihn wohl gar nicht gegeben hat. So ähnlich könnte es, wie gesagt, auch Goethe nach 2000 bis 3000 Jahren gehen. Goethe stünde dann wieder neben Homer; nur unter anderen Vorzeichen: Es wären dann zwei mythische Personen hohen Ranges miteinander vereint.

Nun, ein solches Urteil wäre, obwohl wir noch wissen, dass es nicht stimmt, alles andere als unverständlich. Denn Goethe hat tatsächlich sehr Unterschiedliches geschrieben – und das auf nahezu allen Gebieten des menschlichen Wissens. So etwas ist im Normalfall tatsächlich nur schwer vorstellbar.

2.

Nun, wer war Goethe, dass ihm ein solches Los, gleich für mehrere Personen gehalten zu werden, widerfahren könnte?

Goethe war Jurist und Staatsmann. Er studierte in Leipzig und Straßburg Jura und war auch einige Jahre als Assessor tätig. Er stammte aus einer wohlhabenden Kaufmannsfamilie aus Frankfurt, die ihn finanziell so gut ausstatten konnte, dass er als Student schon über ein höheres monatliches Budget verfügen konnte als sein späterer Freund Schiller mit seinem Professorenhonorar, der davon nicht nur sich selbst, sondern seine ganze Familie ernähren musste. Er lernte einen jungen Mann kennen, um dessen Erziehung und Bildung er sich kümmern sollte. Dieser junge Mann war niemand Geringeres als der regierende Herzog von Weimar-Sachsen-Eisenach, Karl-August, einer der Fürsten des damaligen Heiligen Römischen Reiches deutscher Nation. In dessen Dienste trat Goethe ein, wurde Geheimer Rat und Leitender Minister, der für das Bildungswesen und für den Bergbau des Landes zuständig war. Goethe berief und entließ Professoren an und von der Universität Jena. Darunter so berühmte Männer wie Schiller und den Philosophen Johann Gottlieb Fichte. Den ersten hat Goethe als Geschichtsprofessor an die Universität geholt, den zweiten musste er 1799 von seinem Amt entbinden. Goethe war aber auch selbst als Forscher und akademischer Lehrer tätig. Er hielt Vorlesungen zur Anatomie, betrieb geologische, botanische und zoologische Studien, befasste sich mit Physik, genauer: er betrieb intensive Studien zum Licht und zur Farbe. Er entwickelte dabei die bis auf den heutigen Tag umfassendste Farbenlehre der Wissenschaftsgeschichte. Kein Physiker vor und nach Goethe hat so zahlreiche und unterschiedliche Versuche zur Optik gemacht wie Goethe. Ihre Zahl geht in die Hunderte, wogegen der große Physiker Isaak Newton seine Lehre gerade mal auf etwa 15 bis 20 Versuche stütze. Goethe forschte also selbst und er interessierte sich lebhaft für Forschungen anderer Wissenschaftler, mit denen er auch in regem Briefwechsel stand. Dasselbe gilt auch für die großen Philosophen seiner Zeit. Sein Briefwechsel mit Hegel ist sogar in einer eigenen kleinen Publikation erschienen.

Wenn ich das so aufzähle, regt sich vielleicht auch in Ihnen schon das Gefühl der prophezeiten Mythisierung Goethes. «Das kann doch wohl kaum sein. So kennen wir Goethe doch gar nicht. Soll das Goethe sein?» In der Tat sind das Seiten Goethes, die wir nicht mehr kennen, die auch ein halbes Jahrhundert nach seinem Tode 1832 schon weitgehend aus dem öffentlichen Bewusstsein verschwunden waren.

3.

Wir kennen ihn als großen Dichter. Und haben dabei völlig aus dem Blickfeld verloren, dass die Dichtung nur Goethes «nebenberufliche» Tätigkeit war. Zugegeben, dieser Begriff ist nicht wirklich angemessen, wenn wir auf die Fülle seiner Wirksamkeit und die Vielzahl seiner Werke als Dichter sehen. Die

Weimarer Ausgabe von Goethes Werken, die sog. Sophienausgabe, umfasst nicht weniger als 143 Bände plus einer ganzen Reihe von Ergänzungs-, von Supplementbänden. Und eine ordentliche Gesamtausgabe für das normale Lesepublikum braucht dafür auch 12 Bände wie die klassische Hamburger Ausgabe oder 17 bis 24 Bände wie die legendäre Artemisausgabe, die zu Goethes 200. Geburtstag herausgebracht wurde. 17 Bände für das eigentliche Werk und nochmals 7 Bände für Goethes Briefwechsel oder seine Gespräche mit Eckermann, seinem Sekretär. So etwas schafft man nicht einfach nebenher. Und doch war es so.

Und auch seine Dichtung ist sowohl inhaltlich wie auch stilistisch von so verschiedener Natur, dass es einem aufgrund von Inhalts- und Stilanalysen leicht möglich wäre, sie auf mehrere Personen zu verteilen. Auch der dichterischer Schwerpunkt Goethes ist nicht ohne weiteres klar zu bestimmen. Bei Schiller lässt sich sagen, dass er vorrangig ein Dramatiker war, Thomas Mann vorrangig ein Epiker. Bei Goethe ist das alles viel ausgewogener. Er war nicht ein Dramatiker wie Schiller, sondern eher ein lyrischer und epischer Dichter – wenn, ja, wenn da nicht der Faust wäre, das wohl bedeutendste Drama der Literaturgeschichte. Aber möglicherweise ist der Faust auch gar kein Drama, sondern etwas anderes – nämlich ein «Bruchstück einer großen Konfession». Als solche «Bruchstücke einer großen Konfession» beschreibt übrigens Goethe in seiner Autobiographie «Dichtung und Wahrheit» sein gesamtes Werk. Wer es nachlesen möchte, es steht im 7. Buch des zweiten Teils von «Dichtung und Wahrheit».

Damit haben wir eine wichtige Aussage zum Selbstverständnis Goethes von ihm selbst gewonnen. Goethe ist kein «Unterhalter», sondern ein «Bekenner». Er hat etwas mitzuteilen. Und dieses Mitzuteilende durchzieht und bestimmt sein ganzes Werk. Aber dieses Mitzuteilende ist nicht nur inhaltlicher Art. „Wer meine Schriften und mein Wesen ... verstehen gelernt hat“, sagte Goethe am 5. Januar 1831 in einem Gespräch mit dem Kanzler von Müller, „wird ... bekennen müssen, dass er eine gewisse innere Freiheit gewonnen hat.“

Jetzt wird auch der Leser zum «Bekenner». Er bekennt sich nicht nur zu *Inhalten* des Goetheschen Werkes, sondern zu seiner *Wirkung*. „Wer meine Schriften und mein Wesen ... verstehen gelernt hat, wird ... bekennen müssen, dass er eine gewisse innere Freiheit gewonnen hat.“

Hierin eine pädagogische oder erzieherische Absicht Goethes sehen zu wollen, wäre nicht nur pedantisch und philiströs, sondern ginge auch am Wesen der Sache vorbei. Denn pädagogische Absichten können viele haben und sie auch in Werken niederschreiben. Aber hier geht es nicht um eine Absicht, sondern um eine *Wirkung*, die durch ein gewisses *Verstehen* eingetreten ist. Und zwar nicht nur eines gewissen Verstehens der *Schriften* Goethes, sondern auch seiner *Person*. Er spricht vom Verstehen seines *Wesens*.

Es geht in Goethes Werken also nicht nur um Lehren, sondern um *wirksame* Gedanken. Um Gedanken, die den Menschen, der sich in sie vertieft und mit ihnen lebt, zu etwas anderem machen als er es vorher war. Die Lehren, um die es bei Goethe geht, sind nicht *abstrakte* Gedanken, sondern *wirksame Kräfte* – Kräfte, die den Menschen zu einer inneren Freiheit führen können.

Sie müssen wir verstehen, wenn wir Goethe und sein «Wesen», wie er sagt, verstehen wollen.

4.

Wie können wir uns dem annähern? Damit sind wir beim Aspekt: Zugänge zu Goethes Werk. Sie haben gerade gehört, es genügt nicht, dieses oder jenes *nur zur Kenntnis zu nehmen*, nur zu *wissen*. Denn dieses Wissen, das Goethe zu Goethe macht, ist von besonderer Art – es ist ein *wirksames*, ein *wirkendes*, ein *wirkliches* Wissen. Goethe nennt es in einem Gedicht das «alte Wahre» und sagt «fass es an».

Dieses anfassbare Wissen begegnet uns zum ersten Mal in einem merkwürdigen Schriftstück von 1781; Goethe ist da 32 Jahre. Zwei Jahre später lässt er es im «Tiefurter Journal» abdrucken. Dort heißt es:

«Natur! Wir sind von ihr umgeben und umschlungen – unvermögend aus ihr herauszutreten, und unvermögend tiefer in sie hineinzukommen. Ungebeten und ungewarnt nimmt sie uns in den Kreislauf ihres Tanzes auf und treibt sich mit uns fort, bis wir ermüdet sind und ihrem Arme entfallen.

Sie schafft ewig neue Gestalten, was da ist, was noch nie, was war, kommt nicht wieder – alles ist neu, und doch immer das Alte.

Wir leben mitten in ihr und sind ihr fremde. Sie spricht unaufhörlich mit uns und verrät uns ihr Geheimnis nicht. Wir wirken beständig auf sie und haben doch keine Gewalt über sie.

Sie scheint alles auf Individualität angelegt zu haben und macht sich nichts aus den Individuen. Sie baut immer und zerstört immer, und ihre Werkstätte ist unzugänglich. ... Gedacht hat sie und sinnt beständig; aber nicht als ein Mensch, sondern als Natur. Sie hat sich einen eigenen allumfassenden Sinn vorbehalten, den ihr niemand abmerken kann.

Die Menschen sind alle in ihr und sie in allen. ... Sie hat keine Sprache noch Rede, aber sie schafft Zungen und Herzen, durch die sie fühlt und spricht.

Ihre Krone ist die Liebe. Nur durch sie kommt man ihr nahe. ... Durch ein paar Züge aus dem Becher der Liebe hält sie für ein Leben voll Mühe schadlos.

Sie ist alles. ... Sie hat mich hereingestellt, sie wird mich auch herausführen. Ich vertraue mich ihr. Sie mag mit mir schalten. Sie wird ihr Werk nicht hassen. Ich sprach nicht von ihr. Nein, was wahr ist und was falsch ist, alles hat sie gesprochen. Alles ist ihre Schuld, alles ihr Verdienst.»

Dieses Schriftstück enthält einen wesentlichen Schlüssel zum Verständnis Goethes und seines Denkens. In ihm drückt sich Goethes Denken und Fühlen so unmittelbar aus, dass es Goethe zu einem kuriosen Irrtum verleitete. Er war im höheren Alter der Ansicht, dass er selbst in seiner Jugend dieses Schriftstück verfasst habe. Tatsächlich war das gar nicht der Fall, sondern ein Herr namens Christof Tobler hat dieses Fragment 1780 niedergeschrieben. Goethe hat es mehrfach abschreiben lassen und diese Abschriften mit Änderungen versehen, sodass er zu einem späteren Zeitpunkt tatsächlich zu der Ansicht kommen konnte, diese kleine Skizze selbst geschrieben zu haben.

Was ist das Besondere an diesem Schriftstück? Und warum spricht es Goethe so an, dass glaubt, hier seine ureigenen Gedanken niedergeschrieben zu haben.

Es ist der Begriff der Natur, der uns hier begegnet und der Goethes Denken von seiner zeitgenössischen und der späteren Naturwissenschaft unterscheidet. Für diese Naturwissenschaft ist die Natur ein *Objekt*, ein *Gegenstand* einer Untersuchung, die mit dem Menschen selbst nichts zu tun, sondern ihm von außen entgegentritt. Der Naturwissenschaftler betrachtet sie als ein ihn gar nicht betreffendes und berührendes Gegenüber. Und auch umgekehrt darf der Wissenschaftler nichts in sie hineinbringen, was seiner Empfindungswelt, seinen Gefühlen angehört. Das würde gegen eine *objektive* Betrachtung verstoßen, die sich ein heutiger Wissenschaftler zum Ziel setzt. Die heutige Wissenschaft ist der Ansicht, dass die Naturbetrachtung umso objektiver wäre, je weniger sich der Mensch selbst mit seiner Subjektivität in die Naturbeobachtung einbrächte.

Für Goethe stellt sich dieser Sachverhalt gerade entgegengesetzt dar. Für ihn ist es das Beispiel höchster Subjektivität, ja höchster Willkür, den Menschen aus der Natur herauszulösen und ihn ihr so entgegensetzen, als hätte er mit ihr gar nichts zu tun, als wäre er nur ein neutraler Betrachter. Ja, sogar schlimmer noch, dass er als Betrachter selbst schon ein Störfaktor ist, der eine objektive Erkenntnis der Natur verhindert. Für Goethe gilt das genaue Gegenteil: Der Mensch ist Teil der Natur; und die Natur tritt sich im Betrachter selbst entgegen – um sich selbst zu erkennen. Und sie erkennt durch ihn Dinge, die einem bloßen technischen Apparat überhaupt nicht zugänglich sind.

«Der Mensch an sich selbst, insofern er sich seiner gesunden Sinne bedient, ist der größte und genaueste physikalische Apparat, den es geben kann; und das ist eben das größte Unheil der neuern Physik, dass man die Experimente gleichsam vom Menschen abgesondert hat und bloß an dem, was künstliche Instrumente zeigen, die Natur erkennen, ja was sie leisten kann, dadurch beschränken und beweisen will»

Und an anderer Stelle:

«Dafür aber steht der Mensch so hoch, dass sich das sonst Undarstellbare in ihm darstellt. Was ist denn eine Saite und alle mechanische Teilung derselben gegen das Ohr des Musikers?»

So Goethe in seinen Maximen und Reflexionen.

Die Natur bedarf des Menschen und seiner Sinne, um sich selbst zu erkennen.

Oder umgekehrt: Mechanische Apparate können an der Natur nur das zeigen, was selbst mechanischer Natur ist. Sie können weder das Lebendige, noch das Seelische, noch das Geistige erfassen. Das aber ist alles Teil des Menschen und damit Teil der Natur. -

Ein zweiter wesentlicher Unterschied zwischen der heutigen Naturwissenschaft und Goethe liegt darin, dass für Goethe die Natur ein lebendiges Wesen, kein totes Objekt ist.

Diese Überzeugung hegten europäische Denker bis ins ausgehende Mittelalter; und in anderen Kulturen gilt sie im Grunde bis heute. Erst ab der Renaissance und dem mit ihr verbundenen Wandel des Denkens und vor allem des Wandels der Sinneserfahrung galt dies nicht mehr. Die Natur wurde zu einer bloßen Sache, einer *res extensa*, einer ausgedehnten Sache, die der denkenden Sache, der *res cogitans*, gegenüberstand, wie es Descartes formulierte. Die mit ihm gleichzeitig aufgetretenen Rationalisten machten daneben die Mathematik zu dem entscheidenden Instrument, mit dem die Natur erfasst werden sollte.

In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts kam dann noch eine Lehre zum Tragen, die ursprünglich John Locke entwickelt hatte, nun aber durch die physiologischen Erkenntnisse der damaligen Wissenschaft einen neuen Aufschwung erhielt: Die Lehre von den primären und sekundären Sinnesqualitäten. Die ersten seien diejenigen, die sozusagen *objektiv* nachweisbar sind wie Ausdehnung, Schwere oder materielle Einwirkungen auf den menschlichen Körper. Die zweiten seien diejenigen, die im engeren Sinne die Sinneswahrnehmungen ausmachen: Licht, Ton, Geschmack usw. Die letzten wurden als *subjektiv* und damit für die Wissenschaft als unerheblich erklärt. Das war das genaue Gegenteil des Denkens Goethes, der ganz auf die Sinneswahrnehmung des Menschen setzte. Damit war natürlich der Goetheschen Auffassung der Todesstoß versetzt. Und mit ihr natürlich dann auch der Goetheschen Lehre von der Natur als eines lebendigen Wesens, von dem der Mensch und der Wissenschaftler Teil ist.

Ab diesem Zeitpunkt wurden Goethes naturwissenschaftliche Arbeiten für naiv und dilettantisch erklärt. Als wissenschaftlich galt dann nur noch, was den Sinneswahrnehmungen vorausgeht, also das, was ausgedehnt ist, das, was sich messen und wiegen lässt und von physikalischen Apparaten erfasst werden

kann. Die *Sinneswahrnehmungen* des Menschen wurden durch die *Sinnesreize* der Physiologie abgelöst. Das ist heute sozusagen Grundkonsens der Wissenschaft und feste Überzeugung des «gesunden Menschenverstands».

Wer hier etwas anderes sagt, läuft Gefahr, bestenfalls als ein etwas zurückgebliebenes Kuriosum, im schlimmeren Falle als psychisch bedenklich behandelt zu werden. So nannte ein Gelehrter des 19. Jahrhunderts [Du Bois-Reymond] Goethes naturwissenschaftliches Ansinnen „von vornherein eine Totgeburt“, ein zweiter Wissenschaftler des letzten Jahrhunderts betrachtete es als Ausfluss einer „partiellen Psychose“ (K.R. Eissler); und selbst der Autor eines Buches über „Goethe und die Naturwissenschaften“ möchte Goethe vor denjenigen in Schutz nehmen, die es wagen, ihn und seine Ansichten – zu verteidigen! Ein denkbar kurioser und wohl einmaliger Sachverhalt!

5.

Aber es ist nicht so, dass man die Sinneswahrnehmung einfach als subjektiven Sachverhalt abtun tun. Das ist schlicht ein Irrtum der Erkenntnistheorie des 19. Jahrhundert und der sich unreflektiert darauf stützenden Wissenschaft der Gegenwart. Sinneswahrnehmungen sind keine Sekundärphänomene, sondern primäre Daten, die nicht aus materiellen Stoffen oder Vorgängen herleitbar sind. Das ist Stand der neueren Erkenntnistheorie und der Wissenschaft, die ihre Erkenntnisgrundlagen kennt.

Ein einfaches Beispiel kann Ihnen das verständlich machen. Zum Denken ist das Gehirn notwendig. Und wenn das Gehirn denkt, dann laufen in ihm neurophysiologische Prozesse ab, die man messen und sichtbar machen kann. Das ist eine selbstverständliche Tatsache. Aber kein einziger neuronaler Prozess lässt sich einem konkreten Gedanken zuordnen. Wenn Sie z. B. den Gedanken denken « $2+2=4$ », dann laufen selbstverständlich physiologische Prozesse in Ihrem Gehirn ab; und ohne sie könnten Sie auch nicht denken; aber keine Gehirntomographie kann Ihnen einen Gedanken zeigen. Auch keine Struktur, die man einem bestimmten Gedanken zuordnen könnte. Der Gedanke und die neuronalen Prozesse sind voneinander völlig unabhängig und nicht auseinander abzuleiten. Ebenso wenig die Empfindung «Rot» oder «Blau». Neuronale Signale haben überhaupt keine Qualitäten, sondern stellen nur Quantitäten dar; sie treten «stark» oder «schwach» auf, nicht aber mit inhaltlichen Qualitäten.

Die Sinnesqualität hat ihre eigene Natur und kann nur aus sich selbst heraus verstanden werden. An diesem Punkte hat die neuere Wissenschaft Goethe tatsächlich rehabilitiert, ohne dass sie sich dessen bewusst war oder es nur in Ansätzen intendierte. Wenn also Goethe in seiner Farbenlehre von der sinnlich-sittlichen Wirkung der Farben spricht, dann phantasiert er nicht menschliche Gefühle in die Natur hinein, sondern versucht, die Sinneswahrnehmung zu

analysieren und zu verstehen. Er tut damit methodisch etwas absolut Richtiges, indem er die Sinneswahrnehmung zum Gegenstand der wissenschaftlichen Untersuchung macht. Das geht nicht mit technischen Geräten, sondern nur mit dem Empfindungsvermögen des Menschen selbst, das hier selbst als physikalischer Apparat funktioniert – und dazu ausgebildet werden muss. Es ist selbstverständlich, dass hierbei eine Entwicklung und Schulung notwendig ist. Der Sinn für das Phänomen muss sich bilden; und er bildet sich am Phänomen selbst. Das gilt für die natürlichen Sinne wie auch für die inneren Sinne, die der Mensch ausbilden kann und muss, um solche Aussagen über Farben machen zu können, wie Goethe das getan hat. Goethe hat diese Entsprechung von Phänomen und Sinn in der Einleitung zu seiner Farbenlehre so formuliert:

«Das Auge hat sein Dasein dem Licht zu danken. Aus gleichgültigen tierischen Hilfsorganen ruft sich das Licht ein Organ hervor, das seinesgleichen werde; und so bildet sich das Auge am Lichte fürs Licht, damit das innere Licht dem äußeren entgegentrete.

Hierbei erinnern wir uns der alten ionischen Schule, welche mit so großer Bedeutsamkeit immer wiederholte: nur von Gleichem werde Gleiches erkannt, wie auch der Worte eines alten Mystikers, die wir in deutschen Reimen folgendermaßen ausdrücken möchten:

Wär' nicht das Auge sonnenhaft,
Wie könnten wir das Licht erblicken?
Lebt' nicht in uns des Gottes eigne Kraft,
Wie könnt' uns Göttliches entzücken?

Jene unmittelbare Verwandtschaft des Lichtes und des Auges wird niemand leugnen, aber sich beide zugleich als eins und dasselbe zu denken, hat mehr Schwierigkeit. Indessen wird es fasslicher, wenn man behauptet, im Auge wohne ein ruhendes Licht, das bei der mindesten Veranlassung von innen oder von außen erregt werde. Wir können in der Finsternis durch Forderungen der Einbildungskraft uns die hellsten Bilder hervorrufen. Im Traume erscheinen uns die Gegenstände wie am vollen Tage. Im wachenden Zustande wird uns die leiseste äußere Lichteinwirkung bemerkbar, ja wenn das Organ einen mechanischen Anstoß erleidet, so springen Licht und Farben hervor.»

So Goethe in seiner Farbenlehre.

Sie sehen, Goethe ist ein genauer Beobachter äußerer und innerer Phänomene, die er dann in knappen sprachlichen Wendungen in einen Zusammenhang miteinander bringt, den wir als eine Theorie beschreiben würden. Goethe dagegen lässt den Zusammenhang einfach stehen.

6.

Wir würden diese Äußerungen missverstehen, wenn wir sie aus Ausdruck dichterischer Phantasie sehen würden. Goethe beschreibt die Dinge mit der

Sprachkraft eines großen Dichters; aber was er sagt, entspringt einer genauen Naturbeobachtung und es zeigt den Geist seiner Naturbetrachtung. Draußen am Firmament steht die Sonne; hier auf der Erde habe ich mein menschliches Auge. Nicht ein Zufall, nicht eine zufällige genetische Mutation hat das Auge hervorgebracht, wie Darwin nach seiner Evolutionstheorie dies formulieren müsste, sondern die Kraft der Sonne, die auf und im Menschen wirkt. Der Mensch steht nicht blind im Weltenraum herum, sondern dieser Weltenraum wirkt in ihm und bringt Organe hervor, durch die sich der Mensch seinerseits wieder diesem Weltenraum zuwenden kann. Er kann ihn und sich erkennen. Die Sonne schafft das äußere Auge. Und das äußere Auge seinerseits nimmt mit der Kraft des inneren Lichts, der Denkkraft des Menschen, das äußere Gestirn, die Sonne, wahr und erkennt die wesenhafte Gleichheit beider. Ein Mensch, der dies erlebt, fühlt sich im Kosmos zuhause; er ist nicht ein Fremder in der Welt, unterliegt keiner blinden Gewalt, keinem Zwang, sondern erlebt *die* Kräfte, die auch in ihm wirken.

„Wer meine Schriften und mein Wesen ... verstehen gelernt hat, wird ... bekennen müssen, dass er eine gewisse innere Freiheit gewonnen hat.“

Hier verstehen Sie, warum Goethes Schriften eine solche Wirkung erzielen können.

Aber die Sache geht noch weiter:

Lebt' nicht in uns des Gottes eigne Kraft,
Wie könnt' uns Göttliches entzücken?

Das Göttliche lebt im Menschen. Deshalb kann sich der Mensch am Göttlichen erfreuen.

Nehmen Sie dazu wieder den Kontrast zu unserer neuzeitlichen Naturwissenschaft. Die materielle Weltbetrachtung kann nur das Materielle erkennen. Denn auch hier gilt Goethes bzw. der ionischen Philosophen Satz, dass Gleiches nur Gleiches erkennen und von Gleichem erkannt werden kann. Das Materielle aber enthält nichts Göttliches. Es fällt aus der Wissenschaft heraus und wird dem bloßen Glauben zugeordnet. Wissenschaft und Religion fallen damit auseinander.

Damit aber nicht genug.

Es fallen auch Wissenschaft und Ethik auseinander. Denn die Werte liegen nicht in der Neurologie und in der Materie; dort gibt es nur quantitative Impulse. Eine solche Wissenschaft ist aber damit nicht wertneutral, wie sie glaubt, sondern wertnegativ. Keine Werte sind eben nicht neutrale Werte, sondern negative Werte. Sie werden zu unmenschlichen und unsozialen Kräften. Wenn ich den Menschen nur auf materielle Vorgänge reduziere, also

in *Sinneswahrnehmungen* nichts anderes sehe als eben *Sinnesreize*, die chemische Vorgänge in Nervenbahnen auslösen, in Liebe oder Hass nur einen Ausdruck von so oder so gestalteten und so oder so wirkenden Hormonen sehe, den Menschen nur als ein kompliziert organisiertes Bündel von Molekülen und Atomen betrachte, dann fällt es leicht, das werdende Leben der Mülltonne zu übergeben, wenn es lästig ist; oder das Leben anderer auszulöschen, wenn der Krieg mehr Profit bringt als das zivilisierte Zusammenleben, usw. Jedes Denken erzieht zu seinen Folgen – auch wenn einem dies nicht bewusst wird! Wenn nur das Materielle gesehen wird, kann es keine Werte geben, sondern nur Nutzen. Was nützt mir das? Was bringt mir das? Und was nichts bringt, was nichts nützt, hat auch keinen Wert.

Hier geht es, verstehen Sie das bitte richtig, nicht um Moral und Moralpredigen. Das würde gar nichts nutzen. Denn Moral wird nicht durch Predigen und Appellieren begründet, sondern durch die Wissenschaft. Habe ich ein menschenwürdiges Menschenbild, dann folgt daraus auch eine menschenwürdige Moral. Der Verlust des Menschenbildes bedeutet automatisch auch den Verlust der Menschlichkeit. Die katastrophalen geschichtlichen Entwicklungen seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhundert, die selbstverständliche Entrechtung der außereuropäischen Menschheit im Imperialismus, die Selbstzerfleischung der Europäer durch ihre nationalistischen Egoisten in den beiden Weltkriegen, der Rassenwahn des 19. Jahrhundert und dann des Nationalsozialismus sind Folgen eines Verlustes des Menschenbildes, nicht seine Ursachen. Eines Verlustes des Menschenbildes in der *Wissenschaft* wohlgemerkt, nicht in der Religion. Die Religion und die Kirchen können ja gar nicht anders als der Wissenschaft folgen; und wenn sie sich dagegenstellen, reicht es nur zu Appellen, die wirkungslos verpuffen.

Damit sind wir mitten bei Goethe.

„Wer Wissenschaft und Kunst besitzt, der hat auch Religion.
Wer jene beide nicht besitzt, der habe Religion.“

Goethe war sich klar darüber, dass Religion aus Wissenschaft und Kunst hervorgeht. Hätte die Wissenschaft des 19. Jahrhunderts an Goethe statt an Newton und Darwin angeknüpft, wären uns mit großer Wahrscheinlichkeit die Katastrophen des Imperialismus und des Nationalismus erspart geblieben. Aber statt Weimar kam Buchenwald. Und es ist ein sprechendes Symbol der deutschen Geschichte, dass beide Orte so nah beieinander liegen.

7.

Religion geht aus der Naturbetrachtung hervor, wenn die Betrachtung die lebendige Natur im Auge hat. Und die lebendige Natur lebt im Menschen, nicht

in technischen Apparaten. Hier haben wir den tiefsten, den angemessensten, aber auch den schwierigsten Zugang zu Goethe. Denn er liegt im Verständnis seiner Denkweise. Ein verständnisvoller Betrachter Goethes nannte diese Denkweise «Anschauende Urteilskraft». Und Goethe war über die Bezeichnung geradezu beglückt.

„Herr Dr. Heinroth in seiner «Anthropologie» [...] spricht von meinem Wesen und Wirken günstig, ja er bezeichnet meine Verfahrungsart als eine eigentümliche: daß nämlich mein Denkvermögen gegenständlich tätig sei, womit er aussprechen will: daß mein Denken sich von den Gegenständen nicht sondere, daß die Elemente der Gegenstände, die Anschauungen in dasselbe eingehen und von ihm auf das innigste durchdrungen werden, daß mein Anschauen selbst ein Denken, mein Denken ein Anschauen sei; welchem Verfahren genannter Freund seinen Beifall nicht versagen will.“

Und von Kant übernahm Goethe folgende Charakterisierung eines möglichen Denkens, in dem er das seine erkannte:

«Wir können uns einen Verstand denken, der, weil er nicht wie der unsrige diskursiv, [ist, also von der Anschauung des Einzelnen ausgehend zum Ganzen geht...] sondern intuitiv ist, [...von] der Anschauung eines Ganzen als eines solchen, zum Besondern geht, das ist, von dem Ganzen zu den Teilen»: [...]

Soweit die Kant-Zitierung. Und Goethe fährt nun fort:

„Zwar scheint der Verfasser hier auf einen göttlichen Verstand zu deuten, allein wenn wir ja im sittlichen, durch Glauben an Gott, Tugend und Unsterblichkeit uns in eine obere Region erheben und an das erste Wesen annähern sollen: so dürfte es wohl im Intellektuellen derselbe Fall sein, daß wir uns, durch das Anschauen einer immer schaffenden Natur zur geistigen Teilnahme an ihren Produktionen würdig machten. Hatte ich doch erst unbewusst und aus innerem Trieb auf jenes Urbildliche, Typische rastlos gedrungen, war es mir sogar geglückt, eine naturgemäße Darstellung aufzubauen, so konnte mich nunmehr nichts weiter verhindern, das Abenteuer der Vernunft, wie es der Alte vom Königsberge selbst nennt, mutig zu bestehen.“

Diese Denkweise liegt Goethes Arbeiten zur Botanik und zur Zoologie zugrunde. Er sucht das, was allen Pflanzen gemeinsam ist. Aber eben nicht als eine Abstraktion, die nur die Unterschiede weglässt und das dann noch Verbliebene als das Gemeinsame bezeichnet, sondern er sucht dieses Gemeinsame als ein lebendiges Gestaltungsprinzip, das ihm ermöglicht, neue Pflanzen in seiner Vorstellungskraft zu erzeugen, allerdings nicht solche, die

bloße Phantasieprodukte sind, sondern solche, die existieren könnten, auch wenn es sie tatsächlich nicht gibt.

Was Goethe hier gefunden hat, ist der *Begriff* des Lebendigen. Ein Begriff, über den die heutige Wissenschaft nicht verfügt und über den sie durch ihre besondere Denkweise, über die wir gesprochen haben, auch nicht verfügen kann. Hier wäre Goethe brandaktuell – und das wäre eine Perspektive für eine Goethe-Rezeption der Zukunft. Damit wären wir bei einer Prognose, die Herman Grimm, der große Goethe-Forscher des 19. Jahrhunderts, abgegeben hat. Er prophezeite, dass Goethe erst im 21. Jahrhundert verstanden werden wird. Es wäre also jetzt an der Zeit!

8.

Für unsere jetzige Betrachtung lassen Sie mich noch einen anderen Schritt tun, der einen anderen Aspekt Goethes betrifft und uns einen weiteren Zugang zu Goethe eröffnen kann. Er ist persönlicher, intimer, aber nur scheinbar einfacher als der bislang besprochene philosophische oder wissenschaftliche Zugang.

In dem Fragment zur Natur, das wir anfangs besprochen haben, findet sich noch folgender Satz zur Natur:

„Ihre Krone ist die Liebe. Nur durch sie kommt man ihr nahe. ... Durch ein paar Züge aus dem Becher der Liebe hält sie für ein Leben voll Mühe schadlos.“

Auch dieses Thema hat eine ungeheure Spannweite, die vom Tratsch und Klatsch über Goethes Frauengeschichten bis hin zur höchsten religiösen Verehrung reicht.

Vom Tratsch und Klatsch wollen wir schweigen, denn er gibt mehr Auskunft über die Tratschenden und Klatschenden als über Goethe. Dass manche Beziehungen durch Goethes Schuld schmerzlich endeten, wusste und empfand er selbst. Aus Schuld und Schmerz sind ihm Kräfte erwachsen, zu denen er vielleicht sonst nicht gekommen wäre.

„Wer nie sein Brot mit Tränen aß,
Wer nie die kummervollen Nächte
Auf seinem Bette weinend,
Der kennt euch nicht, ihr himmlischen Mächte.“

So der Harfner in Goethes Roman «Wilhelm Meister».

Die Liebeslyrik Goethes wäre wiederum ein eigenes Thema. Daher nur drei kleine Impressionen aus einer langen Entwicklung.

Zunächst ein Gedicht aus dem Jahre 1775.

Lili, eine junge Dame aus Frankfurt, war die Angebetete:

Herz, mein Herz, was soll das geben?
Was bedrängt dich so sehr?
Welch ein fremdes, neues Leben!
Ich erkenne dich nicht mehr.
Weg ist alles was du liebtest,
Weg, warum du dich betrübtest,
Weg dein Fleiß und deine Ruh -
Ach, wie kamst du nur dazu!

Fesselt dich die Jugendblüte,
Diese liebliche Gestalt,
Dieser Blick voll Treu und Güte
Mit unendlicher Gewalt?
Will ich rasch mich ihr entziehen,
Mich ermannen, ihr entfliehen,
Führet mich im Augenblick,
Ach, mein Weg zu ihr zurück.

Und an diesem Zaubersfadchen,
Das sich nicht zerreißen lässt,
Hält das liebe lose Mädchen
Mich so wider Willen fest;
Muss in ihrem Zauberkreise
Leben nun auf ihre Weise.
Die Veränderung, ach, wie groß!
Liebe! Liebe! Laß mich los!

Die Liebe überrascht, überrumpelt hier Goethe; fesselt ihn gegen seinen Willen. Goethe will und muss sich freimachen von seiner ehemaligen Verlobten. So scheint es.

Ein Jahr später; Goethe ist mittlerweile in Weimar und hatte die Bekanntschaft mit Charlotte von Stein gemacht. Diese Begegnung hat in tief ergriffen. Man könnte den Eindruck gewinnen, als sei sie die wichtigste Frauengestalt in seinem Leben gewesen.

Warum gabst du uns die tiefen Blicke
Unsre Zukunft ahnungsvoll zu schaun,
Unsrer Liebe, unserm Erdenglücke
Während selig nimmer hinzutraun?
Warum gabst uns, Schicksal, die Gefühle,
Uns einander in das Herz zu sehn,

Um durch all die seltenen Gewühle
Unser wahr Verhältnis auszuspähn?

Ach, so viele tausend Menschen kennen,
Dampf sich treibend, kaum ihr eigen Herz,
Schweben zwecklos hin und her und rennen
Hoffnungslos in unversehnem Schmerz;
Jauchzen wieder, wenn der schnellen Freuden
Unerwart'te Morgenröte tagt.
Nur uns armen liebevollen beiden
Ist das wechselseitge Glück versagt,
Uns zu lieben, ohn uns zu verstehen,
In dem andern sehn, was er nie war,
Immer frisch auf Traumglück auszugehen
Und zu schwanken auch in Traumgefahr.

Glücklich, den ein leerer Traum beschäftigt!
Glücklich, dem die Ahndung eitel wär!
Jede Gegenwart und jeder Blick bekräftigt
Traum und Ahndung leider uns noch mehr.
Sag, was will das Schicksal uns bereiten?
Sag, wie band es uns so rein genau?
Ach, du warst in abgelebten Zeiten
Meine Schwester oder meine Frau;

Hier klingt tiefe Selbsterkenntnis und Tragik mit. Das Verhältnis ist ein ganz
Besonderes. Hier Goethe und Charlotte; dort die vielen Tausende, die ihr Herz
kaum kennen und sich treiben lassen. Und ein Gedanke, der für uns
ungewöhnlich ist, in der deutschen Klassik aber seit Lessing durchaus gedacht
wurde und in anderen Kulturen geradezu eine Selbstverständlich ist: Der
Gedanke der mehrfachen Erdenleben:

Ach, du warst in abgelebten Zeiten
Meine Schwester oder meine Frau;

Und dann - fast 50 Jahre später, 1823 in Marienbad geschrieben – in einer
Elegie mit dem Untertitel

«Und wenn der Mensch in seiner Qual verstummt,
Gab mir ein Gott zu sagen, was ich leide.»
eine weitere Vertiefung der Thematik:

War Fähigkeit zu lieben, war Bedürfen
Von Gegenliebe weggelöscht, verschwunden,

Ist Hoffnungslust zu freudigen Entwürfen,
Entschlüssen, rascher Tat sogleich gefunden!
Wenn Liebe je den Liebenden begeistert,
Ward es an mir aufs lieblichste geleistet;

Und zwar durch sie! — Wie lag ein innres Bangen
Auf Geist und Körper, unwillkommner Schwere:
Von Schauerbildern rings der Blick umfängen
Im wüsten Raum beklommner Herzensleere;
Nun dämmert Hoffnung von bekannter Schwelle,
Sie selbst erscheint in milder Sonnenhelle.

Dem Frieden Gottes, welcher euch hienieden
Mehr als Vernunft beseliget — wir lesen's —,
Vergleich ich wohl der Liebe heitern Frieden
In Gegenwart des allgeliebten Wesens;
Da ruht das Herz, und nichts vermag zu stören
Den tiefsten Sinn, den Sinn, ihr zu gehören.

In unsers Busens Reine wogt ein Streben,
Sich einem Höhern, Reinern, Unbekannten
Aus Dankbarkeit freiwillig hinzugeben,
Enträtselnd sich den ewig Ungenannten;
Wir heißen's: fromm sein! — Solcher seligen Höhe
Fühl ich mich teilhaft, wenn ich vor ihr stehe.

Dem alten Goethe, der keine Gegenliebe mehr verlangt, wird die Liebe zu einem religiösen Erlebnis. Wir sehen: Immer tiefere Formen nahm die Liebeserfahrung bei Goethe an.

Und doch machte er 1830, also zwei Jahre vor seinem Tod, folgende erstaunliche Bemerkung im Gespräch mit seinem Sekretär Eckermann. Eckermann sprach von einem Besuch einer jungen Baronin von Türckheim in Weimar, deren Großvater Goethe hätte leicht sein können; denn diese Baronin war niemand anderes als die Enkelin jener Lili, an die das erste Gedicht gerichtet war, das ich Ihnen als erstes der Liebesgedichte vorgelesen habe:

„Ich sehe die reizende Lili wieder in aller Lebendigkeit vor mir, und es ist mir, als fühlte ich wieder den Hauch ihrer beglückenden Nähe. Sie war in der Tat die erste, die ich tief und wahrhaft liebte. Auch kann ich sagen, daß sie die letzte gewesen; denn alle kleinen Neigungen, die mich in der Folge meines Lebens berührten, waren, mit jener verglichen, nur leicht und oberflächlich.“ (Gespräche mit Eckermann 5. März 1830)

9.

Über Goethe zu sprechen ist nicht möglich, ohne auch über seinen «Faust» zu reden. Auch er wäre eines oder gar mehrerer Vorträge wert. Betrachten wir ihn unter dem gerade besprochenen Gesichtspunkt der Liebe, die selbstverständlich auch diese Dichtung durchzieht. Und das in einer ganz besonderen Weise.

Faust ist ein Erkenntnisdrama. Gleich in der ersten Szene des «Faust», die Goethe bezeichnender Weise mit «Nacht» überschrieben hat, formuliert Faust sein Streben: Er «möchte erkennen, was die Welt im Innersten zusammenhält».

Es ist Goethes typische Fragehaltung, die Frage, die den Kern einer Sache erfassen will, um aus diesem Kern die Erscheinungen, die Einzelheiten, zu begreifen. So suchte er die «Urpflanze», so das «Urtier»; und jetzt sucht er nach dem Kern der Welt, nach der «Weltformel», wie ein Physiker sagen würde.

Diese Frage kennen alle. Aber gibt Goethe auch eine Antwort auf sie?

Hören wir hinein in die Szene des Faust-Monologs, mit dem die Dichtung ursprünglich begann:

O sähst du, voller Mondenschein,
Zum letztenmal auf meine Pein,
Den ich so manche Mitternacht
An diesem Pult herangewacht:
Dann über Büchern und Papier,
Trübsel'ger Freund, erschienst du mir!
Ach, könnt ich doch auf Bergeshöhn
In deinem lieben Lichte gehn,
Um Bergeshöhlen mit Geistern schweben,
Auf Wiesen in deinem Dämmer weben,
Von allem Wissensqualm entladen,
In deinem Tau gesund mich baden!

Weh! steck' ich in dem Kerker noch?
Verfluchtes, dumpfes Mauerloch!
Wo selbst das liebe Himmelslicht
Trüb' durch gemalte Scheiben bricht.
Beschränkt mit diesem Bücherhauf,
Den Würme nagen, Staub bedeckt,
Den, bis an's hohe Gewölb' hinauf,
Ein angeraucht Papier umsteckt;
Mit Gläsern, Büchsen rings umstellt,

Mit Instrumenten vollgepfropft,
Urväter Hausrat drein gestopft –
Das ist deine Welt! das heißt eine Welt!

Faust ist verzweifelt, möchte so nicht mehr weiterleben. Der Mond erscheint ihm als «trübseliger Freund». Er träumt von der Freiheit auf den Bergeshöhen, davon, mit Geistern um Bergeshöhlen zu schweben, sich von dem unwirklichen Wissen zu befreien und sich in der Natur «gesund zu baden».

Doch dann erwacht er wieder in seine Wirklichkeit. Er fühlt sich eingekerkert, in einem dumpfen Mauerloch, in das selbst der Mondenschein nur trübe hereindringen kann. Das ist seine Welt!

Dann begegnet uns dies Stelle:

Willkommen, süßer Dämmerchein,
Der du dies Heiligtum durchwebst!
Ergreif mein Herz, du süße Liebespein,
Die du vom Tau der Hoffnung schmachtend lebst!
Wie atmet rings Gefühl der Stille,
Der Ordnung, der Zufriedenheit!
In dieser Armut welche Fülle!
In diesem Kerker welche Seligkeit!
(Er wirft sich auf den ledernen Sessel am Bette.)
O nimm mich auf, der du die Vorwelt schon
Bei Freud und Schmerz im offenen Arm empfangen!
Wie oft, ach! hat an diesem Väterthron
Schon eine Schar von Kindern rings gehangen!
Vielleicht hat, dankbar für den heil'gen Christ
Mein Liebchen hier, mit vollen Kinderwangen,
Dem Ahnherrn fromm die welke Hand geküßt.
Ich fühl o Mädchen, deinen Geist
Der Füll und Ordnung um mich säuseln,
Der mütterlich dich täglich unterweist
Den Teppich auf den Tisch dich reinlich breiten heißt,
Sogar den Sand zu deinen Füßen kräuseln.
O liebe Hand! so göttergleich!
Die Hütte wird durch dich ein Himmelreich.

Der Anklang an die erste Szene ist unverkennbar. Aus dem «trübseligen» Mondeslicht ist ein «süßer Dämmerchein» geworden, aus dem «Mauerloch» ein «Heiligtum», aus Lebensüberdruß Seligkeit! Bis in die wörtliche Formulierung hinein nimmt Goethe die Parallele auf.

«Weh! steck' ich in dem Kerker noch?» - so am Anfang; und nun «In dieser Armut welche Fülle! In diesem Kerker welche Seligkeit!» Faust befindet sich heimlich in Gretchens Zimmer, als er dies sagt. Es gibt also keinen Anlass, hier von einem Kerker zu reden; es sei denn, um den Wandel deutlich zu machen, den Faust erfahren hat.

Und der Wandel kommt – damit sind wir wieder beim Thema – durch die Liebe, durch Fausts Liebe zu Gretchen. Sie ist durch Mephisto, den Teufel, und durch den Zauberspruch der Hexenküche angefacht, das dürfen wir nicht vergessen. Und doch entdeckt Faust etwas in ihr, das dem teuflischen Element wesensmäßig widerstreitet.

«Wie atmet rings Gefühl der Stille,
Der Ordnung, der Zufriedenheit!»

...

Ich fühl o Mädchen, deinen Geist
Der Füll und Ordnung um mich säuseln,
Der mütterlich dich täglich unterweist
Den Teppich auf den Tisch dich reinlich breiten heißt,
Sogar den Sand zu deinen Füßen kräuseln.
O liebe Hand! so göttergleich!
Die Hütte wird durch dich ein Himmelreich.»

Fausts Unrast, seiner stetigen Unzufriedenheit, die schon zum Vertrag mit dem Teufel führte, wird hier Stille, Ordnung und Zufriedenheit entgegengesetzt. Es ist eine Wirkung der Liebe.

Aber – seien Sie ehrlich – sind wir hier nicht am Rande von sentimentalem Kitsch? Der verliebte Alte sieht vor lauter Liebe nur noch Rosen und Sonnenschein? Er bewundert den Teppich auf dem Tisch; den gekräuselten Sand zu seinen Füßen, d.h. den Fußboden, der ein Sandboden ist, in den Gretchen Muster hineingezeichnet hat.

Nun, das wäre gewiss Goethe nicht angemessen. Was Goethe hier selbst im Alltäglichen, ja fast Banalen sieht, ist eine Schöpferkraft, die Ordnung und Sinn verleiht. Eine Macht, die nicht blind macht – wie das gewöhnliche Sprichwort behauptet - , sondern die zum Sehen anleitet.

Diese Szene ging der Begegnung mit Gretchen voraus.

Eine zweite Szene, «Wald und Höhle», schließt sich nun dieser Szene an. Sie macht die Erkenntniskraft der Liebe deutlich.

Erhabner Geist, du gabst mir, gabst mir alles,
Warum ich bat. Du hast mir nicht umsonst
Dein Angesicht im Feuer zugewendet.

Gabst mir die herrliche Natur zum Königreich,
Kraft, sie zu fühlen, zu genießen. Nicht
Kalt staunenden Besuch erlaubst du nur,
Vergönnest mir, in ihre tiefe Brust
Wie in den Busen eines Freunds zu schauen.
Du führst die Reihe der Lebendigen
Vor mir vorbei und lehrst mich meine Brüder
Im stillen Busch, in Luft und Wasser kennen.
Und wenn der Sturm im Walde braust und knarrt,
Die Riesenfichte stürzend Nachbaräste
Und Nachbarstämme quetschend niederstreift
Und ihrem Fall dumpf hohl der Hügel donnert,
Dann führst du mich zur sichern Höhle, zeigst
Mich dann mir selbst, und meiner eignen Brust
Geheime tiefe Wunder öffnen sich.
Und steigt vor meinem Blick der reine Mond
Besänftigend herüber, schweben mir
Von Felsenwänden, aus dem feuchten Busch
Der Vorwelt silberne Gestalten auf
Und lindern der Betrachtung strenge Lust.

Faust spricht hier von dem Erdgeist, dem er sich in seiner Erkenntnisnot am Beginn des Dramas zugewandt hat, von dem er aber abgewiesen wurde. «Du gleichst dem Geist, den Du begreifst, nicht mir». Jetzt fühlt er sich überreich beschenkt. Und die Erkenntnis ist kein abstraktes Wissen, sondern eine wesenhafte Begegnung. Die Natur wird zum Freund; die Wesen der Natur werden zu Brüdern und Schwestern. So hätte ein Indianer sprechen können, bei dem ebenfalls die Ahnen, die Vorfahren der Vergangenheit aus den Erscheinungen der Natur aufsteigen. Die Natur wird so durchsichtig für eine weitere Welt, die sich der normalen Sinneswahrnehmung verbirgt. Hier sind wir an der Nahtstelle von Natur und Religion. Die Naturbetrachtung geht über in eine geistige Erfahrung, deren Erkenntniskraft aus der Liebe hervorgeht.

Die Liebe ist das Fundament der Erkenntnis. Und sie ist eine Schöpferkraft. Eine Schöpferkraft im menschlichen, aber auch im göttlichen Bereich. Im Ersten Teil des «Faust» beschränkt sich Goethe auf die menschliche Seite der Liebe; im Zweiten Teil führt er sie fort auf der Ebene der Evolution und der Ebene des ewigen Seins.

Wagner, der alte Famulus des Faust, ist zu einem berühmten Wissenschaftler geworden, der sich daran macht, einen Menschen auf künstliche Art zu erzeugen. Er mischt und rührt die chemischen Massen zusammen, damit ein Mensch zustande komme. In dem Augenblick, als Mephisto in Wagners Laboratorium tritt, gelingt dies auch.

Es wird! die Masse regt sich klarer!
Die Überzeugung wahrer, wahrer:
Was man an der Natur Geheimnisvolles pries,
Das wagen wir verständig zu probieren,
Und was sie sonst organisieren ließ,
Das lassen wir kristallisieren.
(...) Es steigt, es blitzt, es häuft sich an,
Im Augenblick ist es getan.
Ein großer Vorsatz scheint im Anfang toll;
Doch wollen wir des Zufalls künftig lachen,
Und so ein Hirn, das trefflich denken soll,
Wird künftig auch ein Denker machen.

Aber es wird kein Mensch, nur ein Menschlein – ein Homunkulus! Er kann nur in einem Glase leben. Er will aber ein richtiger Mensch werden. Daher begibt er sich mit Faust nach Griechenland zur Klassischen Walpurgisnacht. Dort geht er durch die natürlichen Elemente – Wasser, Luft, Feuer – , sucht den Rat der Naturphilosophen. Sein Glas zerschellt am Ende an der Muschel der Galatea, einer Wassernymphe; so wird er ein wirklicher Mensch.

Welch neues Geheimnis in Mitte der Scharen
Will unseren Augen sich offengebaren?
Was flammt um die Muschel, um Galatees Füße?
Bald lodert es mächtig, bald lieblich, bald süße,
Als wär' es von Pulsen der Liebe gerührt.
Thales
Homunculus ist es, von Proteus verführt. . .
Es sind die Symptome des herrischen Sehnsens,
Mir ahnet das Ächzen beängsteten Dröhnens;
Er wird sich zerschellen am glänzenden Thron;
Jetzt flammt es, nun blitzt es, ergießet sich schon.
Sirenen
Welch feuriges Wunder verklärt uns die Wellen,
Die gegeneinander sich funkelnd zerschellen?
So leuchtet's und schwanket und hellet hinan:
Die Körper, sie glühen auf nächtlicher Bahn,
Und ringsum ist alles vom Feuer umronnen;
So herrsche denn Eros, der alles begonnen!

Hier sind wir bei einer Liebe angekommen, die in der Evolution des Menschen waltet. Das Gegenstück wäre Darwin: Zufall, Mutation, Selektion. Bei Goethe ist es Liebe und Weisheit, die im Werden der Welt und des Menschen walten.

Die dritte und letzte Form steht am Ende des «Faust». Sie ist die mystische Liebe, der Ewigkeit verhaftet und der Urgrund von Sein und Zeit.

Alles Vergängliche
Ist nur ein Gleichnis;
Das Unzulängliche,
Hier wird's Ereignis;
Das Unbeschreibliche,
Hier ist's getan;
Das Ewig-Weibliche
Zieht uns hinan.

Damit haben wir die Antwort auf die Frage, «was die Welt im Innersten zusammenhält».

Es ist die Liebe in ihrer menschlichen, kosmischen und ewigen Form.

Sie ist Goethes «Weltformel».

Eine Weltformel allerdings, die sich nicht mathematisch anwenden lässt, sondern die auf lebendiger Erfahrung beruht, nicht auf abstrakten Sätzen oder Gesetzen. Sie wäre für unsere heutige Naturwissenschaft nicht nur undenkbar, sondern geradezu ein Witz, eine Lächerlichkeit. Für Goethe nicht, denn in der Liebe offenbart sich eine hohe, weit über den Menschen hinausgehende Geistigkeit, die mit Apparaten nicht zu erfassen, aber mit Sinnen wahrzunehmen ist.

10.

«Wer Wissenschaft und Kunst besitzt,
Der hat auch Religion».

Eine solche Betrachtung der Natur, wie wir sie bei Goethe finden, muss keine Brücke schlagen zur Religion, denn sie enthält Religion durch die Art ihrer Naturbetrachtung. Deswegen kann sie Religion *begründen*. Denn, was in einer solchen Betrachtung erfahren und erlebt wird, ist göttlich-geistiger Natur.

Wenn der Evangelist Johannes sagt,

„Im Urbeginne war das Wort. Und das Wort war bei Gott. ...
Durch es ist alles geworden und nichts ist geworden außer durch das Wort“,

dann sind solche Worte vereinbar mit der Art und Weise, wie Goethe die Natur betrachtet, nicht aber mit der Form unserer heutigen Naturwissenschaft. Denn in Goethes Betrachtung erscheint Wesenhaftes in der Natur, das – wie

gesagt – nur der menschlichen Beobachtung zugänglich ist, nicht technischen Apparaten.

Und umgekehrt gilt ebenso, dass Aussagen wie «Ich bin die Wahrheit»; «Ich bin die Liebe»; «Ich bin das Leben»; «Ich bin das Licht», wie sie der gleiche Evangelist dem Christus zuschreibt, verständlich werden können, wenn man sie im Geiste der Goetheschen Welt- und Naturbetrachtung verstehen lernt. Man versteht, dass Licht, Leben, Wahrheit und Liebe eine Einheit sind, dass – wenn ich es nüchtern ausdrücken darf – diese Zusammenstellung sachlich begründet ist. Und dass es darüber hinaus berechtigt ist, wenn man einer solchen Einheit personale Qualität gibt.

Der Gewinn solcher Einsichten, wäre das Erbe Goethes gewesen, wenn wir dieses Erbe wirklich angetreten hätten. Nicht nur die Wissenschaft, auch Deutschland hätte einen anderen Stand in der Welt gewonnen als es dann tatsächlich gehabt hat.

11.

Die Forscher, die im 19. Jahrhundert an Goethe anzuknüpfen suchten, kennt die Allgemeinheit heute kaum mehr noch mit Namen – Ignaz Paul Vitalis Troxler, Wilhelm Preuss, Carl Gustav Carus, Immanuel Hermann Fichte, der Sohn des großen Fichte, oder Karl Christian Planck, ein Onkel oder Großonkel des Physikers Max Planck. Der einzige, der übrig geblieben ist, ist Rudolf Steiner, der Begründer der «Anthroposophie», der das zentrale Bauwerk am zentralen Versammlungsort der Anthroposophischen Gesellschaft nach Goethe benannte, das «Goetheanum» in Dornach bei Basel. Auf ihn sei wenigstens zum Abschluss verwiesen. Auch er verdiente eine bessere und angemessenere Würdigung seines Werkes, als sie ihm in der Öffentlichkeit und sogar in seiner eigenen Anthroposophischen Gesellschaft zuteil geworden ist. Denn das, was beide zu sagen haben, berührt die Substanz und die Qualität unseres Lebens und unserer Zukunft.